

Das neueste Werk von Sigrid Undset im Lichte der katholischen Kritik«. Mit einer so betitelten Broschüre macht der Verlag Rütten & Loening Reklame für den bei ihm verlegten Roman »Gymnadenia« der nordischen Nobelpreisträgerin. Es ließen sich aber noch weit mehr protestantische Urteile anführen, die darin übereinstimmen, daß wir in diesem neuen Werk Undsets ein Meisterwerk der Epik vor uns haben — ein Roman großen Stils, der nicht im Mittelwelterfolg — einen Roman großen Stils, der nicht im Mittelalter handelt, sondern in die neueste Zeit hineinragt, Gegenwartsleben, Gegenwartsprobleme zum Gegenstand hat. Ein Kunstwerk liegt uns vor, das auch in der Schw. Rundschau besprochen zu werden verdient, nachdem sich bereits die meisten führenden Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes damit beschäftigt haben.

Wenn es nach W. Stammer als Kennzeichen des Expressionismus gelten kann, daß er nur solche Einzelschicksale künstlerisch verwertet, durch welche sich das Leben in seiner Allgemeinheit offenbart, und nur verkörpert, was alle interessiert, dann können wir in Sigrid Undset von diesem Standpunkt aus eine Vertreterin des Expressionismus im besten Sinne erblicken. Ihre Lebensschau geht auf das Gesamte; das für eine bestimmte Geistesrichtung Wesentliche wird aufgezeigt, die Forderung Kasimir Edschmids: »Aus der Hülle zur Seele, aus dem Rang zum Menschen, vom Schildern zum Geist« wäre hier erfüllt. Weder dieser vornehm-bürgerliche Paul Selmer noch diese ganz gewöhnliche Lucy (welch beide die Freuden und Leiden einer freien Liebesgemeinschaft eine geraume Zeit genießen, bis das Mädchen sich der legitimen Einordnung in die höhere Klasse durch Flucht von ihrem Verlobten, der ihretwegen sein Studium aufgegeben hatte, entzieht) wären an sich so bedeutungsvoll, daß ihr Schicksal künstlerisch geformt werden müßte, aber als *Typen*, an denen etwas Allgemeinmenschliches gezeigt werden kann, sind sie wertvoll.

Wiederum im Sinne des Expressionismus könnte man es ansehen, daß hier die Kunst ein Mittel zu innerer Läuterung wird. Das Ethos nimmt daher in ihrem Roman wie in ihren



großen mittelalterlichen Werken wieder einen breiten Raum ein, der Zug zum Metaphysischen ist unleugbar. Ihre Einstellung ist allerdings voluntaristisch wie bei fast allen Konvertiten: es gibt zwar unabänderliche Gesetze des Weltgeschehens, aber die Menschen als solche *müssen* sich bessern lassen.

Eine weitere Berührung mit dem Expressionismus — um bei Stammers Kategorien zu bleiben — dürfte darin zu sehen sein, daß der Dichterin die Natur zum Symbol ewigen großen Geschehens wird. Wenn sie die Natur mit einer liebevollen Aufmerksamkeit manchmal bis ins kleinste schildert, so bleibt sie doch darin nicht stecken, sondern es geschieht nur, um eine Wahrheit, um etwas Allgemeines, etwas Abstraktes sichtbar zu machen. Die Menschen, die sie reden und handeln läßt, sind stets in Beziehung, manchmal in engster Verbindung mit der sie umgebenden Natur. Baum und Strauch, Moos und Blumen, Wind und Wolken, Straße und Fjord, Licht und Dunkelheit helfen mit, die Rätsel der Welt und der Menschen zu entschlern. Ihre zarte Naturbeobachtung hindert sie nicht an sehr realem Denken, das die rauhe Wirklichkeit des Lebens nicht übersieht; sie scheint gleichsam wie Paul Selmer »in Geldsachen weder an Legenden noch an Wunder« zu glauben.

Von der ersten Seite des 481 Seiten starken Bandes an weht uns der Geist abgeklärter Ruhe entgegen. Keine Effekthascherei, keine widerliche Verknötung wie in tausend andern Romanen. Hinter dem ruhig dahinfließenden Ablauf der großen und kleinen Geschehnisse verbirgt sich aber große Kunst. Dabei ist die analytische Form wunderbar gehandhabt. Wir werden mit den Menschen des Romanes vertraut und kennen deren Geschichte, ohne daß wir es eigentlich merken, sie werden uns nicht »vorgeführt«, ihr Verhalten und gelegentliche Bemerkungen über sie kennzeichnen sie genügend. Undsets Menschen handeln so oder anders aus ihrer *geistigen* Einstellung heraus. Und was von den Dingen und Menschen gesagt wird, trägt den Stempel objektiver Wahrheit, ist nicht herbeigezogen, ist nicht von außen herangezogen. Auch die Urteile über Menschen und menschliche Verhältnisse sind fast immer irgendwie aus der Erfahrung geschöpft und begründet und so selbstverständlich vorgetragen, daß der Leser Mühe hat, sich mit seiner andern Meinung da-

gegen zu wehren (glissement des motifs würde es ein bekannter Professor nennen). Das Werthohe und Wertniedrige leuchtet von selber aus der Erzählung heraus, es braucht keiner ausdrücklichen Hinweise. Die Art und Weise, wie Undset Grundsätze und Wahrheiten, die ihr wichtig scheinen, unauffällig und doch eindringlich zur Sprache bringt, ist geradezu verblüffend. Alltägliche Lebensmaximen sind derart künstlerisch geformt, daß die Lektüre dieses Buches jedem Gebildeten einen hohen Genuß verschafft. Die paar Bemerkungen über den Zölibat der Priester und Ordensleute oder über den Klosterberuf sind so treffsicher wie die beste Apologie. Manchmal liegt der Reiz einer vorgebrachten Idee mehr in der eigentümlichen Formulierung als in der Neuheit, so wenn sie die Welt als große Familie bezeichnet, in der sich die Brüder bei der Erbverteilung streiten; es gebe aber Brüder in Christo und Brüder wie Kain und Abel, und der Egoismus der Menschen sei keine Garantie für den Frieden.

Künstlerschaft verrät sich auch in der Darstellung geringfügiger Handlungen und im Einschleichen scheinbar nebensächlichster Bemerkungen, wodurch jedoch oft ganze Menschenklassen oder ein Zeitübel oder eine Situation trefflich charakterisiert werden, wie z. B. — ich zitiere wahllos — »jene, die nicht beim Zeitungskiosk halmachen«, oder »jene, deren Kulturvermittler der Simplizissimus ist«, oder »in seiner (Pauls) Klasse gab es noch zwei Buben, die geschiedene Mütter hatten«. »Die Männer halten oft einen Oldruck für eine Madonna Rafaels« usw.

Wie Thomas Mann, dem letztjährigen Nobelpreisträger, eignet auch der Norwegerin die feine Ironie und besitzt sie Meisterschaft darin, in ein Wort zwei Deutungen hineinzu legen, so daß man nicht weiß, gilt die wörtliche oder übertragene Bedeutung oder beide zusammen.

Wie schon in »Kristin Lavranstochter« und »Olav Audunssohn« weiß Undset auch in diesem neuen Roman die geheimsten Gedanken sichtbar zu machen, und ihr scheint es tatsächlich gegeben, zu wissen, was zwei Menschen einander sagen, wenn kein dritter zuhört.

Glaube man bisher, der nordischen Dichterin liege vor allem die Schilderung mittelalterlicher Verhältnisse — und sie scheint in einer Art von Selbstironisierung dies nahezu legen mit der Frage Pauls nach der Doktorarbeit seiner



Freundin Randi: »Natürlich aus dem Mittelalter?« — so sehen wir in »Gymnadenia« Gegenwartsfragen mit solcher Souveränität behandelt und Gegenstandsverhältnisse derart meisterhaft geschildert, daß niemand auf den Gedanken käme, Undsets Stärke sei die Vergegenwärtigung *verganger* Zeiten. Der Grund dieser Doppelkunst ist darin zu suchen, daß die Dichterin nur Typisches, Allgemeinmenschliches, Ewiges, wie es eben zu jeder Zeitperiode bei Menschen offenbar wird, gestaltet. Julie Selmer, Pauls Mutter, philosophiert darum als *typische* Vertreterin der modernen Frau über die Unauf löslichkeit bzw. über die Löslichkeit der Ehe ganz gleich wie tausend und aber tausend geschiedene Frauen unsrer Tage: es wäre schrecklicher gewesen, wenn man sich an die gewöhnlichen Moral- und Pflichtbegriffe gehalten hätte und zusammen geblieben wäre; man habe nur *Fassadensturz* vorgenommen, weiter nichts. Aber schon der eigene Sohn glaubt nicht, daß nur Scheinwände niedergeworfen wurden, sondern ahnt, daß Grundpfeiler ins Wanken gerieten. Und die Mutter merkt nicht, daß dort Vernunftgründe einfach wirkungslos verhallen, wo bereits Dämme eingebrochen sind. Es tut nun wohl, von einer modern eingestellten Frau selbst diese »Ehephilosophie« ad absurdum geführt zu sehen. Bezeichnenderweise führt Paul, also der Junge, die Verteidigung der alten Ideale. Die erste Sünde erweist sich nicht bloß als belanglose Sache, als eine menschliche Schwäche ohne weitere Folgen, sondern als Mauereinsturz. *Typisch* ist auch die Logik der jungen Leute: »Wenn zwei einander wirklich liebhaben, ist es keine Sünde«, denn dann ist es schön, und was schön ist, ist keine Sünde. Aber es ist ein vergeblicher Kampf, das Schöne gegen das Unschöne zu verteidigen, welches der Tugend den Glanz raubt. Und im zunehmenden Gefühl moralischer Verwirrung hat man Mühe, Stützen der Selbstachtung zu finden. Die jungen Leute bleiben sich zwar der Ungehörigkeit und Unordnung bewußt, aber ein Damm nach dem andern zerbröckelt.

Mit dem liberalen Eheauffassung geht Undset unerschrocken zu Gerichte. Die »liberale« Ansicht, der sogenannte »Freisinn«, wird etwas boshaft lächerlich gemacht. Das ist vielleicht der Grund der bitteren Ausfälle, zu denen sich protestantische und jüdische Kritiker hinreißen ließen, wie jener Dr. E. Harms in der literarischen Rundschau des Berliner

Tageblattes vom 9. Februar 1930, der in »Gymnadenia« eine katholische Propagandaschrift erblickte, die mit dem Raffinement eines großen literarischen Könnens verfaßt sei. »Die Päpstin von Lillhammer«, wie der genannte Kritiker die Konvertitin gehässig nennt, verfällt aber keineswegs dem Fehler manch anderer Verfasser von Bekehrungsromanen, vorkommende Andersgläubige möglichst schwarz und die Katholiken möglichst weiß zu malen, sondern ihre Freidenker und Protestanten, die Hauptträger der Handlung sind, erscheinen im Gegenteil als durchaus sympathische Menschen. Das aber läßt sich nicht leugnen, daß das Geschlossene, das Feste und Siegreiche der katholischen Religion unverblümt, wenn auch unaufdringlich zum Ausdruck kommt, und hierin liegt tatsächlich »Propaganda« für die höherstehende katholische Lebensform, während anderseits die innere Zersetzung und die Zersplitterung der protestantischen Konfession ebenfalls sichtbar zu Tage tritt. »Die Menschen können nur dadurch wiederum frei werden, daß sie innere Bindungen anerkennen.« Dieser Satz aus einem früheren Werk wird auch hier überzeugend bewiesen, nicht schematisch und trocken, sondern lebenswarm und lebensnah. Die Kameradschaftsehe, die Gewissensehe, das Verhältnis, die freie Liebe sind keine Verbesserungen der Gottesordnung, weil sie weder dem Glück der Menschheit noch dem wahren, dauernden Glück des Einzelnen dienen. Der Wille zum Dienen ist überhaupt verlorengegangen. Darum bauen diese modernen Theorien und Praktiken nicht auf, sondern sie zerstören, sie erweitern nicht, sondern sie löschen aus. Egoismus kann nicht die Grundlage einer allgemeinen Wohlfahrt sein. Paul muß seiner innersten Überzeugung Ausdruck verleihen, wenn er gesteht: »Wir schaden einander, obwohl wir einander schrecklich lieben haben«.

Wie bemerkt, sind die protestantischen Menschen, die im Roman vorkommen, keineswegs übelwollend gekennzeichnet. In manchen ihrer Ansprüche und Redewendungen verbirgt sich ohne Zweifel die Ansicht und kritische Beobachtung der Autorin. Aber eben der Geist des liberalen Protestantismus erhält ab und zu eine tüchtige Prise. »Je mehr Dogmen wegoperiert werden, desto mehr wird er entmännlicht.« Nicht die Religion, wohl aber die Religioslosigkeit macht egoistisch und deshalb engherzig, und Paul



ist überzeugt, daß ohne Religion schwer ist *gut* zu leben. Selbstzucht und moralische Sauberkeit und Reinlichkeit ist für ihn an und für sich schon schön, ob nun diese Moral altmodisch oder modern geheißen wird. Ein auf sein liberales Christentum stolzer Berliner ist feinfühlig genug, die vernichtende Kritik über die Zwangsvermählung des alten Luthertums mit der sogenannten Geistesfreiheit in einer Staatskirche herauszufinden, einer Geistesfreiheit, die die religiöse Lehre zwingt, sich stets dem jeweiligen bürgerlichen Gedankengang zu fügen.

Der Schreiber dies wurde bei Undsets Schilderung katholischer Menschen unwillkürlich an eine Bemerkung erinnert, die ihm gegenüber einmal ein protestantischer Berliner Freund machte: »Die Leute in katholischen Gegenden sind viel gemüthlicher und freundlicher als bei uns.« Die Unwissenheit Andersgläubiger in bezug auf Katholisches ist Tatsache, nicht böswillige Unterschiebung der Undset. Wenn wir uns erinnern, daß Kardinal Newman in seiner »Apologia pro vita sua« gesteht, er habe in seiner Jugend und noch als Mann den Papst für den Antichrist angesehen und über dieses Thema 1824 sogar eine Rede gehalten, so finden wir die für ein nicht-katholisches Ohr allerdings unangenehm klingenden Bemerkungen Pauls über protestantische Tradition und Vorurteile betreff katholischer Einrichtungen und Gebräuche nicht übertrieben. Auch der Gedankengang protestantischer Zuschauer beim Vorüberzug Randis, der lebensfrohen Doktorandin, die ins Noviziat reist, begleitet von zwei dicken Nonnen und zwei »schlaunen« Geistlichen, ist psychologisch nicht unwahrscheinlich. Was wir Katholiken ganz selbstverständlich und natürlich finden, z. B. unsere Vertrautheit mit dem Übernatürlichen, ist Andersgläubigen manchmal etwas ganz Unfaßbares, und es widert sie an, wenn wir über religiöse Erlebnisse, Gottesdienst, Sakramente, Gebet, ohne alle Scheu, fast in einem religiösen Jargon reden. Der Unterschied zwischen der sehr freudigen katholischen Religion und der noch immer auf das Wort eingestellten Predigtreligion, die immer auch hören und verstehen will, was der Geistliche betet — in Verkenennung des Opferdienstes des Priesters — ist gut hervorgehoben.

Es fehlt durchaus nicht an kritischen Bemerkungen gegenüber gewissen Erscheinungen katholischer Frömmig-

keit, wie sie den Konvertiten fast regelmäßig auf die Nerven geben und kunstsinninge Katholiken selbe schmerzlich empfinden — Plunder und Papierblumen im Heiligtum! —, wenn sie es auch nicht ändern können, weil die Menschen nun einmal sind, wie sie sind. Ab und zu bricht in etwa der Konvertiten- und Bekehrungseifer durch. Undset kennt gut die barocke Spannung zwischen Tugend und Laster, zwischen dem aufgestellten, geschauten oder erschten Ideal und der erbsündbelasteten Natur, der angeborenen Neigung zum Bösen. Darin sieht sie allerdings ganz katholisch. Ihre Menschen bewegen sich in dieser Spannung und haben sich zwischen den beiden Polen Himmel und Hölle zu bewähren, sie handeln aber nicht so unwahrscheinlich geradlinig wie in manchen Bekehrungsromanen.

Über Sigrid Undsets Stellung zur Frauenfrage sind wir in der glücklichen Lage, die Dichterin selbst zu vernehmen, indem K. Muth im Maiheft (1. Mai 1930) des Hochland unter dem selbstgewählten Titel »Die ewige Frauenfrage« einen längern Aufsatz von ihr, den sie schon vor zehn Jahren in einem Essayband veröffentlicht hatte, einer deutschen Lesewelt zur Kenntnis bringt. Beim Durchstöbern dieser Ausführungen fällt sofort auf, wie wiederum das Wesentliche, das Kernhafte und Zentrale des ganzen Problems angefaßt wird, die tiefsten Gründe der heutigen Frauenfrage aufgezeigt werden.

Es ist höchst interessant, in diesem Aufsatz die leitenden Ideen und Grundsätze ausgesprochen zu finden, die im Gymnadenia-Roman dann gestaltet wurden. So lesen wir: daß Verhandlungen auf einer vernunftgemäßen Grundlage zwischen Männern und Frauen stets schwierig und selten fruchtbringend seien, daß die durch die moderne Gesetzgebung erleichterte Ehescheidung für viele Eheleute eine große Versuchung sei, an der das nicht vollkommene Glück einer Ehe ganz in Brüche gehen könne. Den Wahrheitsbeweis geben Paul und seine junge Frau mit ihren Auseinandersetzungen und ihrem Spielen mit der Ehescheidungsmöglichkeit, die sie als Protestanten haben. Paul und Lucy stehen zum Zeugnis dafür, daß der ganze Organismus heftig und schmerzlich gegen Entblößung oder grelle Beleuchtung einzelner Punkte seiner seelischen und körperlichen Struktur reagiert, daß die spezielle Schwärmerei unserer Zeit für Hygiene an sich nicht



imstande ist, moralisch starke Leute zu erziehen; daß die Menschen etwas, was ungesund ist, doch nicht lassen, solange es eben angenehm empfunden wird. — Das Verhalten und die Denkweise von Björks Mutter und ihrer Kreise zeigt, wie berechtigt die Klage ist über die moderne Pruderie, welcher der Blick für das Normale im Geschlechtsleben abhanden gekommen ist und die sich beinahe nur mehr für das Krankhafte interessiert.

Eine Bemerkung in Undsets Artikel gibt vielleicht die Lösung der Frage, warum die Schilderung des Sinnengenusses in ihren Werken einen so breiten Raum einnimmt. Sie spricht davon, daß die norwegische Literatur sich bisher nie als Lobpreisung der Glückseligkeiten *legitimer* sinnlicher Freuden gezeigt habe. Wollte sie nun dieses Manko beheben? Manchmal ist man fast versucht zu glauben, sie teile die Ansichten des holländischen Arztes Van de Velde, wie sie niedergelegt sind in dem aufsehenerregenden Buche »Die vollkommene Ehe«. Andererseits weiß man jedoch sicher, daß Undset für das Glück einer Liebesgemeinschaft religiöse Fundierung verlangt.

Wenngleich im Roman »Gymnadenia« die Frauenfrage nicht als Problem gestellt ist, sondern nur die Auswirkungen der veränderten Lage der modernen Frau zu erkennen sind, so besteht doch kein Zweifel, daß die Dichterin nicht an eine Besserstellung der Frau glaubt, so lange man das fundamentale Verhältnis zwischen Mann und Weib, wie es die Natur begründet, ignoriert. Sie lehnt die Vermännlichung der Frau ab, will nichts von einer absoluten Gleichstellung der Frau mit dem Mann wissen, ist überhaupt gegen jede Uniformierung des Lebens, gegen jede gedankenlose Gleichmacherei. Eine Idee wird ihr deshalb nicht wahrer, nur weil viele oder gar die Mehrheit ihr huldigen. — Die um jeden Preis als modern gelten wollende und neuerungssüchtige Frau kommt nicht gut weg. Und es ist wohl die Frage erlaubt, ob wirklich nur die Frauen der achziger Jahre gemeint sind, und nicht auch die modernen, wenn es von jenen heißt, sie seien ängstlich bemüht und besorgt gewesen, nicht dümmer zu scheinen, als sie in Wirklichkeit waren. Die Behauptung, die Dichterin habe ein besonders scharfes Auge für die Fehler ihrer Geschlechtsgenossinnen und stelle die Männer durch-

wegs sympathischer dar als die Evastöchter, ist in dieser Formulierung nicht am Platze. Zuzugeben ist, daß manch bezeichnende Bemerkung fällt über typische Frauenfehler, wie: das ewige Zurückkommen auf dieselbe Sache, die Überempfindlichkeit, die sog. Froschperspektive, die feindliche Geringschätzung für Höherstehende, wenn sie fern sind, und das naive Interesse, wenn man dieselben Persönlichkeiten sehen kann.

Lucy in ihrer Triebhaftigkeit und mit ihrer Situationsmoral und Unbildung ist der Typus des form- und haltlosen Mädchens aus der untern Schicht. Björg dagegen die eingebildete, aber im Urteil durchaus unselbständige und kleine Jungvermählte aus besserem Stand, wo jedoch kein Kunstgeschmack herrscht, dafür aber viel Vorurteil und Pruderie. Sie kauft denn auch in Paris eine ganze Menge elenden Plunder ein und hat ihre tolle Freude an den berüchtigten Pariser Vergnügungststätten. In Pauls Mutter sehen wir daneben eine in den meisten Zügen sympathische Frau, die weiß, was sie will, die sich ihre Zigarette anzündet und auch dem Sohn eine anbietet, die gerne wissen möchte, wie ihr Paul mit dem seitlichen Scheitel aussehen würde, dagegen nicht nach dem fragt, was sonst die durchschnittlichen Frauen von ihren erwachsenen Kindern gern wissen wollen; die dem jungen Sigmund zu verstehen gibt, daß er nicht zu sehen habe, wenn seine Schwester und ihr Verlobter engumschlungen durch den Wald wanderten oder Hand in Hand in der Veranda saßen. — Eine Frage, die in den Besprechungen katholischer Blätter und Zeitschriften (cf. K. Wick im »Vaterland«, Nr. 32 vom 7. II. 30; Gral, Februarheft 1930 von P. Friedr. Muckermann; Linz. Theol. Quart.-Schrift, 2. Heft 1930) naturgemäß viel Raum beansprucht, soll auch hier noch kurz berührt werden, die Gewissensfrage nämlich: Darf man der Jugend von heute, oder doch der reifern Jugend dieses von Sinnlichkeit gesättigte Buch in die Hand geben? — Schon Heinrich Federer hat in dieser Zeitschrift (Schw. Rundschau, 1926, S. 513) bei einer Besprechung der Undset-Romane erklärt, diese Lektüre passe nicht für Kinder, auch nicht für den *schwachen Magen Erwachsener*, wer vom Leben nichts kenne, verdaue die Undsetlektüre schlecht. Sexuelles Leben werde unverfroren gezeichnet, aber es sei nicht geschrieben, um das Lob der Lüsternheit und Un-



gebundenheit zu singen, sondern um für das hohe Recht der Reinheit zu zeugen.

Weil nun aber die allerwenigsten jugendlichen Leser imstande sind, hierin die nötige Unterscheidung walten zu lassen, und weil auch viele erwachsene Leser das Werk nicht als Ganzes erfassen, sondern sich über die unverhüllten Darstellungen entrüsten, wie P. Muckermann aus erhaltenen Zuschriften zu berichten weiß, so wird man die Antwort, die P. von Acken S. J. im zitierten Heft der Linz. Theol. Quart.-Schrift auf die oben gestellte Gewissensfrage gibt, unter-schreiben:

«Gymnadenia» gehört nur in die Hände ganz reifer Charaktere. — Diese aber werden der nordischen Dichterin großen Dank wissen für den hohen Genuß und reichen Gewinn, den ihnen dieser Roman vermittelte.

P. Bonaventura Thommen, O. S. B., Sarnen.

Separat-Abdruck aus «Schweizerische Rundschau»  
30. Jahrgang, Heft 3  
1. Juni 1930.